

Die Goldfunde in Neu-Helvetien

Autor(en): **Sutter, Johann August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **2 (1934-1935)**

Heft 7

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Goldfunde in Neu-Helvetien

Aus den Lebenserinnerungen Johann August Sutters

Die sehr kritische Betrachtung von J. P. Zollinger über «Johann August Sutter in der Literatur» in unserem letzten Hefte, die, wie uns eine Reihe von Zuschriften gezeigt haben, großem Interesse begegnet ist, mag in manchem unserer Leser den Wunsch geweckt haben, die wahrheitsgetreue Geschichte und das wirkliche Charakterbild des abenteuerlichen Pioniers kennenzulernen. Der Verlag H u b e r & C o., F r a u e n f e l d, wird in kurzem diesen Wunsch aufs trefflichste erfüllen durch die Herausgabe der nach den Handschriften erzählten Lebenserinnerungen des Generals Johann August Sutter. E. E. G u d d e, Lehrer an der Universität in Kalifornien, der Sutters Papiere und Aufzeichnungen redigiert hat, gibt über seine Arbeit folgende Hinweise: «Der große Pionier diktierte seine Erinnerungen im Jahre 1876 dem kalifornischen Historiker Herbert Howe Bancroft in die Feder. Diese Handschrift hat bisher in dem Archiv der Bancroft-Bücherei der Universität von Kalifornien geruht. Da sich eine wortgetreue Übersetzung der fehlerhaften und teilweise verworrenen Aufzeichnungen nicht empfiehlt, entschloß ich mich, die Handschrift einer gründlichen Umarbeitung zu unterziehen. Die zahlreichen Gedächtnis- und Schreibfehler wurden verbessert, die Zeitfolge der Ereignisse so weit als möglich richtiggestellt, die nötigen Verbindungen hinzugefügt und das ganze Material in Kapitel gegliedert. Außerdem habe ich die Erinnerungen durch Auszüge aus zwei schon gedruckten, aber wenig bekannten Quellen ergänzt, aus dem sogenannten Tagebuch Sutters, losen, aber ziemlich zuverlässigen Aufzeichnungen aus den Sechzigerjahren, und aus einem Aufsatz, den der General im Jahre 1857 für «Hutchins California Magazine» (Band 2, Nr. 5) geschrieben hatte. Eine deutsche Übersetzung dieses Aufsatzes wurde anscheinend später in der «Basellandschaftlichen Zeitung» veröffentlicht. Zur weitem Ergänzung und Nachprüfung habe ich dann noch das bisher ebenfalls unveröffentlichte «Tagebuch von Neu-Helvetien», das von 1845 bis 1848 in Fort Sutter geführt wurde, sowie eine Reihe von Briefen Sutters und Aufzeichnungen anderer Pioniere herangezogen.»

Das Buch, das einem die phantastische Gestalt des Generals menschlich näher bringt, als dies durch romanzierte Darstellungen und Hinzudichtungen möglich ist, erscheint unter dem Titel *Neu-Helvetien* und wird mit zahlreichen dokumentarischen Bildern versehen sein.

Im Sommer 1847 beschloß ich den Bau zweier Mühlen, einer Mahlmühle und einer Sägemühle, denn ich hatte jetzt genügend Arbeitskräfte zur Verfügung. Die Mahlmühle wurde vier Meilen oberhalb von Neu-Helvetien am Americanfluß angelegt. Durch den Bau eines Dammes und der Anlage eines vier Meilen langen Gerinnes ließ sich

ein gutes Gefälle schaffen. Die Mühle war noch nicht fertig, als das Gold entdeckt wurde. Ein großes Gebäude war errichtet worden, und vier Paar Mühlsteine, sowie die nötigen Maschinen waren zur Stelle. Innerhalb von sechs Wochen hätte die Mühle in Betrieb gesetzt werden können, wäre das Geheimnis des Goldfundes so lange gewahrt worden.

Die Sägemühle mußte fast vierzig Meilen vom Fort entfernt im Gebirge gebaut werden, denn das Tal selber war arm an Baumwuchs. Mit dem Bau dieser Mühle beauftragte ich den Zimmermann John Marshall, einen Sohn New Jerseys. Er war ein guter Handwerker, der Räder, Spindeln, Pflüge und ähnliche Dinge anfertigen konnte. Er war ein eigenartiger Mensch, der sich mit jedem herumstritt; außerdem war er ein Spiritualist. Er kleidete sich in Hirschleder und trug einen bunten mexikanischen Schal. Ich hielt ihn immer für etwas verrückt, obgleich ich sonst ausgezeichnet mit ihm auskam.

Als ich Marshall über den Bau einer Sägemühle sprach, gab er mir zu verstehen, daß er sich zutraute, das Werk auszuführen. Ich versprach dem Schotten einen Gewinnanteil an der Mühle, obgleich ich die ziemlich hohen Kosten allein decken mußte. Schon am 31. Juli ging Marshall mit einem Indianerhäuptling ins Gebirge, um eine passende Stelle auszusuchen. Dies war jedoch leichter gesagt, denn getan. Er mußte noch mehrere Reisen machen, zweimal von mir begleitet, ehe er sich endlich für Coloma (indiansch Cul-luma) entschied.

Am 28. August 1847 begab sich Marshall mit siebzehn Mormonen und fünf andern Männern zum Bau der Sägemühle nach Coloma. Die Frau des deutschen Müllers Peter Weimar ging als Köchin mit. Da die ganze Maschinerie und alle Bedarfsmittel vom Fort nach Coloma geschafft werden mußten, ließ ich von Indianern eine Fahrstraße dorthin bauen. Der Mühlenbau ging rüstig von statten und wir durften hoffen, das Werk nach dem Winterregen in Betrieb setzen zu können.

Am späten Nachmittag des 28. Januars 1848 erschien Marshall bis auf die Haut durchnäßt in meinem Geschäftszimmer neben dem Wachthaus. Er war aufs äußerste erregt und verlangte sofort mich unter vier Augen im «großen Hause», wo sich mein Privاتبureau und das Zimmer des Sekretärs befanden, zu sprechen. Ich war sehr überrascht, denn es regnete in Strömen und ich hatte erst am Vortage alles, was er verlangt hatte, nach der Mühle geschickt. Ich hatte

keine Ahnung, was er von mir wollte; aber ich führte ihn in meine Privatzimmer, die mit den alten, schwerfälligen Lorbeerholzmöbeln aus Fort Roß ausgestattet waren. Wir traten ein und machten die Tür zu. Marshall fragte mich, ob die Tür verriegelt wäre. Ich erwiderte: «Nein, aber ich werde sie abschließen.» Ich wußte, daß er ein eigenartiger Mann war und hatte weiter keine Angst. Ich war unbewaffnet und es befand sich auch keine Flinte in dem Zimmer. Ich nahm an, daß er die überflüssigen Vorkehrungen traf, um mir ein ihm wichtig erscheinendes Geheimnis vorzutragen.

Zunächst fragte er mich noch einmal: «Sind wir wirklich allein?» Als ich bejahte, sagte er: «Ich möchte zwei Schalen Wasser haben.» Ich zog die Glocke und ein Diener brachte das Verlangte. «Jetzt brauche ich noch einen Stab aus Rotholz», fuhr Marshall fort, «und etwas Bindfaden und ein paar Kupferplatten.» «Aber Marshall», erwidere ich, «wozu braucht Ihr bloß alle diese Sachen?» «Ich will eine Waage machen.» «Aber ich habe doch genug Waagen in der Apotheke.» «O, daran habe ich gar nicht gedacht», sagte er. Ich ging und holte selber eine Waagschale.

Als ich damit zurückkam, schloß ich die Tür hinter mir, riegelte aber nicht ab. Ich hielt das für völlig überflüssig, denn die Tür führte in mein Schlafzimmer. Marshall zog nun aus seiner Hosentasche einen weißen baumwollenen Fetzen, in den er etwas eingewickelt hatte. Gerade als er das Tuch aufknüpfen wollte, ging ein Buchhalter durchs Zimmer, der von unserer Anwesenheit gar nichts wußte. «Seht Ihr», rief Marshall aus und steckte sein Päckchen schnell wieder in die Tasche, «habe ich Euch nicht gesagt, daß man uns belauschen kann?» Ich beruhigte ihn und befahl dem Buchhalter, das Zimmer zu verlassen. Dann holte der Zimmermann wieder sein geheimnisvolles Tuch hervor, öffnete es und zeigte mir den Inhalt. Es waren vielleicht anderthalb Unzen Goldstaub in Flocken und Körnern. Das größte Stück war fast so groß wie eine Erbse, das kleinste nicht einmal so groß wie ein Nadelkopf. «Ich glaube, dies ist Gold», sagte Marshall, «aber die Leute in der Mühle lachten mich aus und nannten mich verrückt.» Ich untersuchte es sorgfältig und sagte zu ihm: «Es sieht wie Gold aus, wir können es ja prüfen.» Ich holte aus der Apotheke aqua fortis und goß es über das Metall, ohne daß sich dieses veränderte. Marshall fragte, ob ich etwas Silber hätte. Ich bejahte und holte ein paar Geldstücke hervor. Wir legten in eine der beiden Schalen der Waage das Gold und in die andere die

gleiche Quantität Silber. Dann hielten wir die Schalen unter Wasser und sahen, daß das Gold schwerer wog als das Silber. Schließlich holte ich noch den entsprechenden Band eines alten amerikanischen Lexikons aus dem Schrank, um zu sehen, welche Proben noch gemacht werden könnten. Ich war dann gezwungen zugegeben, daß es sich um feinstes Gold handelte.

Marshall verlangte, daß ich sofort mit ihm nach der Mühle reite. Da es stark regnete und die Abendbrotzeit herangekommen war, sagte ich zu ihm: «Ich glaube, es wäre besser, wenn Ihr erst einmal Abendbrot äßt und über Nacht im Fort bliebet. Morgen früh, sobald ich meine Anordnungen getroffen habe, werde ich Euch zur Mühle begleiten.» Marshall aber wollte weder essen noch sich länger im Fort aufhalten. Er stieg zu Perde und ritt in die regnerische Nacht hinaus.

Die Entdeckung kam mir nicht völlig unerwartet; denn ich war wiederholt auf das wahrscheinliche Vorhandensein von Gold in den Gebirgen aufmerksam gemacht worden. Merkwürdig war es freilich, daß mir meine Indianer bis dahin nie ein Körnchen Gold gebracht hatten. Ich hatte sie ersucht, mir alle Merkwürdigkeiten aus dem Gebirge ins Fort zu bringen und ihnen dafür entsprechende Bezahlung versprochen. Sie hatten dann auch alles mögliche abgeliefert: Tiere, Vögel, Pflanzen, junge Bäume, wildes Obst, Tonpfeifen, roten Ocker usw., aber niemals das kleinste Stückchen Gold.

Noch während der Nacht nach Marshalls Besuch kam es mir zum Bewußtsein, welcher Fluch auf der Entdeckung ruhen könnte. Ich hatte natürlich keine Ahnung von der Ausdehnung der entdeckten Goldader; aber ob sie groß oder klein sein würde, ich wußte bestimmt, daß die Entdeckung geeignet war, meine Pläne zu durchkreuzen. Es war daher ein sehr melancholischer Ritt, den ich am nächsten Morgen in Begleitung von zwei Indianern, einem Sergeanten und einem Soldaten, nach der Mühle machte.

Als wir ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, sah ich, daß sich in einiger Entfernung vor uns in den Gebüsch am Wege etwas bewegte. Ich wandte mich an einen meiner Begleiter und fragte: «Was kann das sein?» «Das ist derselbe Mann, den ich gestern abend bei Euch gesehen habe», war die Antwort. Als ich näher kam, sah ich, daß es tatsächlich Marshall war. Es regnete noch immer in Strömen. «Habt Ihr denn die ganze Nacht auf der Landstraße zugebracht?» fragte ich. «Nein», antwortete Marshall, «ich

bin über Nacht in der Mühle gewesen und bin nur gekommen, um Euch hier zu treffen.»

Während des Weiterreitens war Marshall immer noch sehr unruhig. Er glaubte, daß die ganze Umgegend der Mühle stark goldhaltig sei. Als wir die Mühle erreichten, ging ich gleich mit ihm zu dem Gerinne. Leute waren an der Arbeit, dieses zu erweitern und zu vertiefen. Ich befahl den Leuten, mit der Arbeit aufzuhören und das Wasser durchlaufen zu lassen. Als der Kies und die Erde fortgewaschen waren, ließ ich das Wasser wieder abstellen und begann den Boden zu durchsuchen. Ich fand eine Anzahl Goldkörnchen; Marshall und die Mormonen fanden ebenfalls kleine Quantitäten und gaben sie mir. Ich sagte zu meinen Arbeitern: «Sobald ich einen Goldschmied finden kann, werde ich aus diesem Gold einen Fingerring machen lassen.» Diesen Ring habe ich noch jetzt in meinem Besitz. Er wiegt ungefähr anderthalb Unzen und trägt, zusammen mit meinem Familienwappen, die Inschrift «Das erste, im Januar 1848 entdeckte Gold».

Ich versammelte alle Arbeiter, sagte ihnen, daß die gelben Körner ohne Zweifel Gold seien und bat sie, die Entdeckung noch sechs Wochen geheim zu halten. Um diese Zeit hoffte ich meine große Mahlmühle bei Brighton fertiggestellt und in Betrieb gesetzt zu haben. Alle versprachen das Geheimnis zu wahren.

Es sollte jedoch anders kommen.

Das Goldfieber

Ich blieb mehrere Tage in Coloma und kehrte erst am 5. Februar nach Neu-Helvetien zurück. Da die Arbeiter bei der Sägemühle dringend Lebensmittel brauchten, sandte ich nach meiner Rückkehr den Schweizer Fuhrmann Jakob Wittmer mit einer Ladung dorthin. Ich hätte klüger getan, einen meiner Indianer zu schicken.

Nachdem der Schweizer seine Fracht abgeladen hatte, schlenderte er bei der Mühle umher und traf Frau Weimar und deren Jungen. «Wir haben Gold», riefen die letzteren. Der Mann lachte sie aus; aber dieses Lachen machte die Mutter ärgerlich. «Da ist weiter nichts zu lachen», sagte sie, «wir haben wirklich Gold gefunden. Seht hier, was ist dies?» Die Frau hatte keine Ahnung, was sie mit ihrer losen Zunge angerichtet hatte.

Der Fuhrmann las sich etwas Gold auf und kehrte zum Fort zurück. In einem meiner Nebengebäude in der Nähe des Forts hatten Samuel Brannan und George Smith, ein Verwandter des großen Mormonenpropheten Joseph Smith, einen Laden eröffnet. Neben meinem eigenen Geschäftshaus war es der erste Laden, der im Sacramentotal betrieben wurde. Viele Ansiedler des Tales brachten Felle, Häute, Talg und andere Erzeugnisse in dieses Geschäft und tauschten sie gegen Manufakturwaren um. McKinstry, der damals im Fort wohnte, nannte das Geschäft einen «Hemdzipfelladen», weil die Besitzer jedesmal, wenn ich ein paar Sachen für meine Indianer kaufen wollte, ausriefen: «O, Ihr werdet das Sortiment auseinanderreißen.» Trotzdem gewann dieser Laden nach der Entdeckung des Goldes große Bedeutung.

Nun war es ein streng eingehaltener Geschäftsgrundsatz der Besitzer dieses «Hemdzipfelladens», daß Whisky unter keinen Umständen auf Borg gegeben würde. Branntwein war ein zu wichtiger Artikel, als daß man ihn gegen Kredit verkauft hätte. Der Schweizer Fuhrmann war für gewöhnlich ein nüchterner Mann. Heute aber glaubte er sich zur Feier des Tages eine Flasche Branntwein leisten zu können. An dem Ladentisch, wo man ihm früher Whisky verweigert hatte, verlangte er mit lauter Stimme sein Teufelswasser und holte zu gleicher Zeit voll Stolz seinen Goldstaub hervor.

«Was soll dies heißen? Ihr wißt sehr wohl, daß Whisky nur um bares Geld zu haben ist», rief Bruder Smith aus. «Dies ist Geld», erwiderte der Fuhrmann, «es ist reines Gold».

«Hol Euch der Teufel», brüllte Smith, «wollt Ihr mich zum Narren halten?» «Geht doch nach dem Fort und erkundigt Euch bei dem Kapitän, wenn ihr es nicht glauben wollt», kam die Antwort.

Smith kam tatsächlich in großer Eile und noch größerer Wut zu mir gelaufen und sagte: «Euer Fuhrmann kam in meinen Laden und wollte mir weismachen, daß dies Gold sei. Ich weiß natürlich, daß er schwindelt und habe ihm das auch gesagt.»

«Trotzdem ist es Gold.» Was wollte ich anders sagen? Die Katze war aus dem Sack.

Es war der Anfang vom Ende. Einer nach dem andern meiner Leute verschwand in der Richtung der Goldfelder. Die Mormonen betrogen sich noch am anständigsten. Viele bedauerten, daß ich infolge des Goldfiebers in Schwierigkeiten geriet, und manch einer blieb, um die angefangene Arbeit zu beenden.

Aber auch diese Leute konnten schließlich der Versuchung, durch Goldgraben schnell reich zu werden, nicht länger widerstehen. Am 7. März verließ mich die erste Gruppe der Mormonen und in wenigen Tagen folgten die übrigen dem Beispiel. Nur die Lahmen und Kranken blieben zurück. Von allen meinen weißen Angestellten hielten nur noch der Sekretär und der Koch bei mir aus. Brannan und Smith hatten das Interesse ihrer Kirche im Sinne. Sie verlangten, daß alle guten Mormonen 30 Prozent, später 10 Prozent ihres Verdienstes ablieferten, um dem Herrn der Heerscharen einen Tempel zu bauen. Brannan verpflichtete sich den Mormonen gegenüber, Handwerkszeug, Waren und Lebensmittel zu liefern und die Goldwäscher sollten ein Drittel an den schlaunen Geschäftsmann und ein weiteres Drittel an den lieben Gott abgeben. Aber Brannan, der die Schlüssel zum Branntweinschrank in den Händen hatte, erhielt den Löwenanteil. Er baute eine Reihe Häuser, aber einen Mormonentempel habe ich in ganz Kalifornien vergebens gesucht. Sein Laden wurde eine regelrechte Goldgrube und der Besitzer wurde schwer reich.

Ich sah bald ein, daß ich mit den Wölfen heulen müsse. Da ich Neu-Helvetien nicht verlassen konnte, wurde ich stiller Teilhaber einer Goldgräbergesellschaft, die Weimar und Marshall mit einem gelernten Bergmann, namens I. Humphrey, Anfang April in Coloma gebildet hatte. Ich versah die Gesellschaft mit Indianern, Pferden und Nahrungsmitteln, fand aber bald heraus, daß ich dabei Geld verlor und zog mich wieder zurück.

Schon im März und April kamen einzelne Neugierige aus San Francisco, wie Yerba Buena jetzt genannt wurde, nach dem Fort, um von hier nach den Bergen weiterzuwandern. Aber der eigentliche Goldsucherstrom setzte erst Mitte Mai ein. Das ganze Land schien mit einem Mal verrückt geworden zu sein.

Kaufleute, Ärzte, Anwälte, Schiffskapitäne, ließen Weib und Kinder in San Francisco und wurden Goldgräber. Die eben eröffnete Schule mußte wieder geschlossen werden; der Lehrer war mitsamt den ältern Schülern Gold waschen gegangen. Wer ein Grundstück besaß, verkaufte es um ein Butterbrot — Grundstücke, die jetzt 100 000 und mehr Dollar wert sind. Die Schlaunen kehrten bald wieder nach San Francisco zurück, kauften Waren auf, schafften sie auf dem Wasserwege nach meinem Fort und verkauften sie in den Minen mit großem Profit. Alles wertlose Zeug, das seit Jahren un-

verkauft in den Häfen von Mittel- und Südamerika, von Mexiko und den Sandwich-Inseln gelegen hatte, wurde an den Mann gebracht. Soldaten verließen die Fahne, Matrosen ließen ihre Schiffe im Hafen verfaulen.

Samuel Kyburz,¹ ein Deutschschweizer, eröffnete im «großen Hause» des Forts ein Gasthaus und machte die besten Geschäfte. Viele Kaufleute stapelten ihre Waren in meinem Laden auf, der von einem Indianer bewacht wurde. Es dauerte aber nicht lange und jeder Stall und jede Hütte war ein Laden oder ein Speicher. Die Fähre über den Fluß war den ganzen Tag im Gange. Sie wurde natürlich von Indianern bedient, denn jeder Weiße hielt es unter seiner Würde, zu arbeiten. Allabendlich lieferten die Indianer das Fährgeld abzüglich ihres Lohnes ab. Weiße Leute wären damals kaum so ehrlich gewesen. Mit Hilfe der Indianer war es mir auch noch möglich, etwa einen Drittel meiner Weizenernte einzubringen; das übrige mußte ich auf dem Felde verfaulen lassen. Nachdem die Eingeborenen aber einmal den Wert des Goldes begriffen hatten, waren auch sie nicht mehr zu halten.

Die Indianer, die von weißen Goldgräbern angestellt waren, kamen häufig nach dem Fort und kauften in den Läden alle möglichen Artikel zu unerhörten Preisen. Kein Wunder, daß meine eigenen Indianer dadurch zu dem Wunsche verführt wurden, auch in das Gebirge zu gehen, um Gold zu suchen. Ich sah mich schließlich genötigt, ihrem Betteln nachzugeben. Ich ließ eine Anzahl Wagen mit Lebensmitteln und Waren beladen, bestellte einen Verwalter und verließ Neu-Helvetien mit etwa hundert Indianern und fünfzig Kanaken, welche letztere im Laufe der Jahre ihren Landsleuten aus den Sandwich-Inseln gefolgt waren.

Das erste Lager schlugen wir ungefähr zehn Meilen jenseits der Mormoneninsel an der südlichen Gabel des Americanflusses auf. Aber innerhalb weniger Wochen hatten sich so viele andere Goldsucher dazu gefunden und mit meinen Indianern Bekanntschaft gemacht, daß sich die Goldwäscherei nicht mehr lohnte. Ich rückte daher mit meinen Leuten weiter nach Süden und schlug am Sutter-Bach (jetzt in Amador-County) ein neues Lager auf. Ich hoffte dort ungestört Gold waschen zu können, und eine Zeitlang ging auch die

¹ Kyburz gründete später im Hochgebirge der Sierra Nevada eine nach ihm benannte Ansiedlung. Seine Nachkommen sind noch heute in dem reizend gelegenen Ort ansässig.

Arbeit flott von statten. Aber es dauerte nicht lange, ehe sich drei oder vier fliegende Groghändler in einer Entfernung von ein bis zwei Meilen vom Lager niederließen. Natürlich trugen die Farbigen nun das Gold dorthin, verschwendeten es bei Trunk und Spiel und waren am nächsten Tage krank und unfähig zur Arbeit. Alle, besonders aber die Kanaken, gerieten immer tiefer in Schulden bei mir.

Ich sah bald ein, daß es höchste Zeit sei, dem Unternehmen ein Ende zu machen, bei dem ich nur Zeit und Geld verlor. Ich kehrte daher nach dem Fort zurück und entließ die meisten Leute, die ich in den Bergen bei der Goldgräberei angestellt hatte. Die ganze Expedition bedeutete nur einen weitem Verlust für mich.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß im Sommer meine Werkstätten still standen. Die wichtigste Industrie, die Gerberei, ging völlig in Brüche. Die Lohgruben waren mit Fellen gefüllt, aber alles verkam und verdarb. Die Schuh- und die Hutmachereien, die Schmieden, die Sattlerei — alles lag voll halbfertiger Ware. Am schlimmsten war es, daß ich meine Mahlmühle nicht mehr in Betrieb setzen konnte. Wäre das Geheimnis nur sechs Wochen gewahrt worden, hätte mir die Mühle noch ein kleines Vermögen eintragen können; denn Mehl war natürlich einer der wichtigsten Handelsartikel. Wie die Dinge sich entwickelten, verlor ich an diesem Mühlenbau schlecht gerechnet 25 000 Dollar. Die Sägemühle bei Coloma war wohl Ende März in Gang gesetzt, aber nach wenigen Wochen wieder verlassen worden.

Am 4. Juli feierten wir den Tag der Unabhängigkeitserklärung zum erstenmal unter dem Sternenbanner. Obgleich mir wenig zum Feiern zumute war, veranstaltete ich doch ein großes Festessen, an dem der militärische Gouverneur von Kalifornien, Oberst R. B. Mason, der Staatssekretär Kapitän W. T. Sherman und der Quartiermeister Kapitän J. L. Folsom teilnahmen. Diese Herren hatten eine Reise in die Minen gemacht und waren natürlich von den meisten ihrer Begleiter verlassen worden.

Morgens ließ ich die Flaggen hissen und die Geschütze abfeuern. Dann setzten wir uns in meiner alten Waffenhalle an die Tafel, die Kyburz, der damals mein Verwalter war, aufs schönste hergerichtet hatte. Meine Köche waren alle fortgelaufen; aber es befanden sich damals einige Frauen im Fort, die ausgezeichnet zu kochen verstanden. Junge Indianer dienten als Aufwärter. Wir hatten Rindfleisch, Wildbret, Geflügel und alle Delikatessen, die ein Grenzerland auf-

zuweisen hat. Mr. C. E. Pickett, der Philosoph, war der Festredner und machte seine Sache ausgezeichnet. Zahlreiche Trinksprüche wurden ausgebracht und alle waren glücklich, das Fest unter amerikanischer Flagge feiern zu können. Ein französischer Schiffskapitän hatte mir gerade vor einigen Tagen in seiner Schaluppe eine Ladung Sauterne, sowie Branntwein und andere gute Dinge nach dem Fort gebracht. Da den Getränken fleißig zugesprochen wurde, herrschte bald eine sehr gehobene Stimmung. Shermann sagt in seinen Lebenserinnerungen, daß ich betrunken gewesen sei, aber ich war nicht mehr betrunken als er selber. Männer können nicht Alkohol trinken, ohne dessen Wirkung zu spüren, und es geziemt sich nicht für einen Offizier, der meine Gastfreundschaft genossen hatte, solch lose Bemerkungen zu machen. Ich glaube, er hat sich später selbst deswegen geschämt; denn in einem Brief hat er alles zurückgenommen und sich wegen seiner Taktlosigkeit entschuldigt.¹

Dieser 4. Juli war der letzte große Tag, den Neu-Helvetien gesehen hat.

Je mehr der Strom der Goldsucher aus den Vereinigten Staaten, aus Südamerika, aus Europa, aus Asien answoll, je größer wurde die Zuchtlosigkeit. Mein Besitz schwand in den nächsten Jahren dahin wie Schnee in der Sonne. Ein altes Sprichwort sagt, daß alles gestohlen werden kann, nur keine Mühlen- und keine Meilensteine. Mir aber wurden tatsächlich die Mahlsteine des Mühlwerkes fortgestohlen. Das Gesindel stahl überhaupt alles, auch wenn es niet- und nagelfest war. Sie stahlen die Glocken und Torgewichte aus dem Fort, sie stahlen die Felle aus den Lohgruben. Ich hatte gerade 200 Fässer anfertigen lassen, da ich die Lachspöckelei im großen betreiben wollte. Sie wurden gestohlen. Die Kanonen, wenn ich sie nicht schon meinen Nachbarn geschenkt hatte, wurden fortgeführt. Niemand war da, um dem Treiben Einhalt zu gebieten, alle hatten mich verlassen. Es hatte keinen Zweck die Tore zu schließen, das Gesindel hätte sie eingerissen. Einwanderer trieben ihr Vieh in meine Höfe und verfütterten unter größter Verschwendung mein Getreide. Mein Einspruch half nicht das geringste. Ich war allein und kein Gesetz wurde beachtet. Überall herrschte das Faustrecht.

¹In einem Nachruf bei Sutters Tode schreibt der berühmte Bürgerkriegsgeneral: «Von all den Männern, die bei der Erwerbung Kaliforniens eine Rolle gespielt haben, verdanken wir in erster Linie General Sutter den dauernden Besitz jenes reichen und schönen Teils unseres Landes».